

Domestikation und Rassenverschiedenheit.

Die Lebensbedingungen des Menschen zeigen eine gewisse Ähnlichkeit mit den Lebensbedingungen unserer Haustiere, und es liegt deshalb die Vermutung nahe, daß einzelne körperliche Merkmale des Menschen durch diese Umstände sich entwickelt haben, genau wie bei unseren Haustieren durch die Domestikation (häusliche Züchtung) Veränderungen in ihrem Bau, besonders im Hautapparat und Skelettsystem hervorgerufen worden sind. Gründliche Untersuchungen, die Eugen Fischer angestellt hat, sprechen nun dafür, daß es dem wirklich so ist. Nicht nur die heutigen Kulturvölker, sondern auch die Halbkulturvölker, ja auch die Primitiven erweisen sich durch Domestikation beeinflusst, d. h. sie zeigen Veränderungen im Körperbau, die durch künstliche Eingriffe in die Ernährungs- und Fortpflanzungsbedingungen verursacht worden sind.

Welches sind nun die Veränderungen, die der Mensch durch die Domestikation in seinem Körperbau erlitten hat. Es stellt sich heraus, daß die meisten der Eigenschaften, die die Haustiere durch Domestikation erworben haben, sich auch beim Menschen als Rassenmerkmal wiederfinden.

Nur zwei Veränderungen, die die Haustiere im Vergleich zu ihren wildlebenden Artgenossen aufzuweisen haben, treten beim Menschen nicht auf, nämlich die große Verschiedenheit in der Ausbildung der Darmmuskulatur und die bei fast allen Haustieren zu beobachtende Fledung.

Fischer sieht nun in der Verschiedenheit, die die menschlichen Rassen in Bezug auf ihre Haarbeschaffenheit aufzuweisen haben, ein Merkmal der Domestikation. Man unterscheidet bekanntlich glatthaarige, wellighaarige und kraushaarige Rassen. Eine solche Verschiedenheit in der Haarform ist nun auch bei vielen Hausläugetieren festzustellen, während ihre wildlebenden Verwandten stets nur glattes Haar besitzen. Fischer schließt daraus, daß auch der Mensch ursprünglich nur glatthaarig war, und daß die beiden anderen Haarformen infolge der Domestikation erst später entstanden sind und zwar wiederholte Male, unabhängig von einander. Die Konsequenz dieser Auffassung ist natürlich die, daß man in der gleichartigen Haarbeschaffenheit (etwa der Kraushaarigkeit der Afrikaner, Negritos und Melanesier) kein Zeichen der Verwandtschaft sehen darf.

Nach Auffassung als in der Haarform zeigt sich der Domestikationseinfluß auf die Beschaffenheit des Farbstoffes (Pigments) der Haut, der Haare und der Regenbogenhaut des Auges ihre bestimmte Färbung verleiht. Während die Färbung der Säugetiere in der Hautfläche durch den Farbstoff der Haare bedingt ist, tritt beim Menschen — wohl als Ausgleich mit dem Schwund des Haarleides — die neue Hautfärbung als neues Merkmal auf. Sie ist bei den einzelnen Menschenrassen äußerst verschieden und zeigt alle Uebergänge vom tiefen Schwarzbraun des Negers bis zum Weiß des Nordeuropäers. Als Ausgangsform ist die Dunkelhäutigkeit anzusehen. Der Nordeuropäer hätte sich also in Bezug auf seine Hautfarbe am meisten von der ursprünglichen Menschenform entfernt. Während man nun früher meinte, die helle Hautfarbe des Europäers — ähnlich wie die weiße Haarfarbe der Polartiere — auf eine Anpassung des Diluvialmenschen an die Eiszeiten zu erklären, hat Fischer einwandfrei nachgewiesen, daß es sich hierbei wirklich um ein Domestikationsmerkmal handelt. Um diesen Nachweis zu erbringen, untersuchte er zunächst die Augenfärbung bei verschiedenen Säugetieren. Dabei zeigte sich, daß bei den Polartieren die Augenfarbe wie auch die Hautfärbung an den nicht behaarten Stellen dieselbe ist wie bei ihren nicht in den Polargegenden lebenden nächsten Verwandten. Sie stimmt z. B. beim Eisbären und braunen Bären vollständig überein. Dagegen stellte er fest, daß die Augenfärbung verschieden ist beim dunklen Wildschwein und hellen Hauschwein. Die Aufhellung der Farbe muß also als ein Ergebnis der Domestikation angesehen werden. Der gleiche Unterschied besteht nun in den Augen hell- und dunkelhäutiger Menschenrassen, mithin ist die hellere Augen- und Hautfärbung des weißen Menschen ebenfalls als ein Produkt der Domestikation anzusehen. Ja, Fischer glaubt diese Aufhellungserscheinung mit dem als Hemmungsbildung bekannten Albinismus in Zusammenhang bringen zu können und sie nur als dem Grade nach von diesem verschiednen ansehen zu müssen. Auch der Albinismus, d. h. der

völlige Farbstoffmangel in Haut, Haaren usw., tritt unter Domestikation viel häufiger auf als im Freileben. Besonders häufig sind nun aber bei Tieren die Formen mit nur teilweiser Entfärbung, denen beim Menschen die hellhäutigen, blondhaarigen, d. h. pigmentarmen Rassen entsprechen. Diese helleren Abarten konnten sich aber nur unter bestimmten klimatischen Verhältnissen erhalten und auf die Nachkommenschaft vererben. Diese hellfarbigen vermögen z. B. nicht auf die Dauer in den heißen Ländern zu leben, weil ihnen nämlich der Farbstoff in der Haut fehlt, der eine Schutzrichtung gegen die blauen und ultravioletten Strahlen des Sonnenlichtes darstellt. So dieser Schutzstoff der Haut nur in geringen Mengen vorkommt, treten schwere Haut- und Allgemeinerkrankungen auf. Die hellfarbigen Menschenrassen konnten sich deshalb nur in der gemäßigten und kalten Zone ausbilden, weil nur hier die Bedingungen gegeben waren, welche die Erhaltung und Weiterzucht der als erbliche Domestikationsvariante auftretenden Aufhellung ermöglichen.

Als ein weiteres Ergebnis der Domestikation glaubt man auch die große Schwankung in der Körpergröße der Haustiere und Menschen ansehen zu müssen, da derartige Größenunterschiede unter den wildlebenden Formen nicht vorkommen. So beträgt der Unterschied zwischen menschlichen kleinsten Zwerg- und größten Riesen-Individuen 205 Zentimeter. Weiter hat man ausgesprochene Zwerg- und Riesentrassen wiederholt bei unseren Haustieren gezüchtet. Man denke nur an unsere Hundrassen. Die menschlichen Zwerg- oder Pygmäenrassen wären also demnach weiter nichts als lokale durch Domestikation entstandene Größenvarietäten. Auch andere körperliche Merkmale des Menschen, die eine große Verschiedenheit bei den einzelnen Individuen und Rassen aufweisen, wie z. B. die Mannigfaltigkeit der Rassenformen, glaubt Fischer als durch Domestikation entstanden und weiter entwickelt ansehen zu müssen. Die Domestikation steigert seiner Auffassung nach die Mannigfaltigkeit der körperlichen Merkmale sowie das numerische Auftreten der einzelnen Abweichungsformen, so daß einmal aufgetretene Varianten leichter erhalten bleiben und sich weiter übertragen können als im Naturzustand.

Diese interessanten Untersuchungen gewähren einen Einblick in sonst dunkle Zusammenhänge. Es bedarf aber weiterer Forschung, um die Rassenverschiedenheit, die zweifellos durch verschiedene Faktoren bedingt ist, zu erklären.

Kleines Feuilleton.

Felder des Todes.

Im Wiener „Kurier“ gibt ein Berichterstatter einen plastischen Bericht über einen Besuch der russischen Schützengräben bei Lemberg nach der Vertreibung der Russen:

Auf der Straße nach Janow ziehen wir dahin. Vor uns ein deutscher Train und schwere österreichische Batterien. Einige Meilen von Lemberg entfernt, rechts und links von der Landstraße, ist die Erde weißlich aufgewühlt, wo russische Schützengräben lausen, die trefflich gedeckt und geradezu durch einen Wald von Stachelstrauchwerkeln geschützt waren. Weiter davon erheben sich Verschützungen, die inmitten des Hagels der russischen Kugeln von unseren Soldaten errichtet wurden, als sie von dieser Stelle gegen Lemberg zogen. Wir verlassen den Weg in der Richtung zum Fort, das in Rzesna Polka auf einer Anhöhe errichtet wurde. Auf einmal lenken die ersten Schützengräben unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie sind sorgfältig ausgebaut, mit einem Dach, das auf Balken ruht. Im Gebälk mit Bangerblech verwechselte Öffnungen, hinter denen die Schützen gewesen waren. Auf der Erde im Staub liegen Karabiner, zerbrochene russische Gewehrrohre, Postkarten und Papier mit Blut bespritzt. Durch ein aus Stachelstrauch gebildetes Tor gehen wir auf die Anhöhe von Rzesna, die in ein starkes russisches Fort umgebaut worden war. Auf der Erde liegen in der größten Unordnung Gewehre und Handbomben, deren Gestalt an die gewöhnlichen Handlaternen oder an kleine Flaschen erinnert. Hier sind die Kasematten für die Offiziere und Soldaten, und sorgfältig ausgebauten Stellungen der russischen Artillerie. Die Kasematten sind aus Beton und Eisen gebaut, das Dach mit Gras

bedeckt, innen bergen sie eine Küche, ein Munitionsmagazin, Liegeplätzen. Eine dieser Kasematten wurde vom Beschuß einer 22-Zentimeter-Batterie zerstört, wobei vier Soldaten getötet wurden. Daneben hat ein wohlgeleiteter zweiter Schützengraben einen Trichter ausgegraben und dort lagernde große Munitionsvorräte schwer beschädigt. Auf dem Boden sind neben Trümmern von Waffen besonders zerbrochene Maschinengewehre zu sehen. Am Eingang des Forts waren die Stachelstrauchwerke an vielen Stellen zertrümmert. Viele blecherne Kisten mit russischen Patronen und große Vorräte von Munition für Maschinengewehre lagen herum. An der Durchbruchstelle lag ein russischer Offizier, offenbar aus reicher Familie, was die überaus feine Montur und die seidene Wäsche beweist.

Weiterhin ist das Feld mit Schüssen übersät und zwischen Unkraut und Kornblumen liegen im Getreide ganze Haufen gefallener russischer Soldaten, mitten unter ihnen auch zahlreiche österreichische Soldaten, die in einem Bajonettkampf schließlich das russische Fort in Rzesna Polka eroberten und dabei den Heldentod fanden.

Gegen den Seidenbau in Deutschland.

Vor nicht allzu langer Zeit wurde angeregt, im Verein mit der Kriegsfürsorge die Seidenraupenzucht in Deutschland wieder zu beleben. Gegen diesen Vorschlag wendet sich Prof. Paul Schulze-Krefeld, und zwar mit durchschlagenden Gründen; die Sache ist nämlich vor allem unwirtschaftlich, wie schon viele gleichartige Versuche gezeigt haben. Zur Ernährung der Seidenraupen benötigen wir Maulbeerbäume. Der Maulbeerbau läßt sich zwar in Deutschland züchten, aber der Landmann würde bald davon abkommen, denn für ihn würde es sicher wirtschaftlicher sein, Obst, Gemüse oder Korn zu bauen. Selbst in der Sonne Italiens, wo man die Maulbeerbäume am Feldrand pflanzte, sieht man sich neuerdings zu einer Einschränkung gezwungen. Man hat weiter versucht, anstatt der Maulbeerbäume die Schwarzpappel als Futter für die Raupen zu verwenden. Versuche, die in dieser Richtung an der Textilschule in Krefeld ausgeführt wurden, wurden aufgegeben, da das Futter die Güte der Seide ungünstig beeinflusste und auch der Anbau der Schwarzpappel zu diesem Zwecke unwirtschaftlich ist. Dazu kommt noch, daß die Raupenzucht viel Raum beansprucht, so daß der italienische Bauer während der Zucht den Raupen fast sein ganzes Haus einräumt und selbst nur in einem bescheidenen Winkel haust. Es erscheint fraglich, ob die heimische Bevölkerung sich hiermit abfinden würde. Ganz unmöglich können wir aber mit den Löhnen in Italien und Japan in Wettbewerb treten. Deutschland ist eben von Natur nicht zur Erzeugung von Rohseide oder Baumwolle bestimmt, und so glaubt Prof. Schulze wohl mit Recht, daß das Geld, das für solche Zwecke geopfert werden würde, sicher besser anderweitige Verwendung finden könnte. Man muß die Seide als eine Art Bodenprodukt ansehen, dessen Beschaffenheit eben vom Klima abhängig ist. Für Deutschland, das Land der führenden chemischen Industrie, kommt noch hinzu, daß die Kunstseide immer mehr und mehr an Bedeutung gewinnt.

Notizen.

— In Chopins Heimat. Während die Russen in ihrer Rot den Polen das Blaue vom Himmel herunter versprechen, haben sie Chopin, dem größten polnischen Komponisten, recht übel mitgespielt. Wie aus Sopotow gemeldet wird, ist der Gutshof Jelazowa Wola, der Geburtsort Chopins, von den fliehenden Russen vollständig zerstört worden. Das Geburtshaus des Komponisten ist nicht mehr vorhanden, und das Chopin-Denkmal, das im Park des Gutshofes aufgestellt war, ist nur noch ein Haufen Steine.

— Russische Eroberungen. In Russisch-Polen wurde in einer Kiste verpackt eine Marmorgruppe gefunden, die „Ritter und Kind“ darstellt. Sie scheint aus Döbereiner entlehnt zu sein und wurde dahin zurückgeschickt.

— Verbotene Feldpostbriefe. Der „Corriere della Sera“ meldet, daß die italienische Zensur die Veröffentlichung von Feldpostbriefen verboten habe, weil solche Briefe oft Notizen enthielten, die dem Feinde nützlich könnten.

Die Erweckung der Maria Carmen.

71] Von Ludwig Brinkmann.

Eines weiß ich: wenn ich mich vielleicht auch über all das Schwere hinweggesetzt, hinweggetäuscht hatte, das seit dem Mai über mich hereingebrochen, über den Tod Wards, den Mordanschlag im Gebirge, den Verlust meines Vermögens und die Trennung vom Freunde, den Gram darüber und die Tropenglut zweier langer, arbeitsvoller Jahre — sie müssen doch in meinem Innern ärger gewütet haben, als mir in dem bewegten Wechselspiel der Ereignisse bemerkt geworden; sonst hätten sie mich nicht in Orizaba so jählings niederschmettern, auf das Krankenbett zu werfen vermocht. Nun ist das aber überwunden.

Mit Liebe fast denke ich an die Vergangenheit zurück. Wenn sie auch keine Erfolge gebracht hat — es war doch Leben gewesen! Ich sehe die Dinge bald wie Marina an: ich will eben leben, weiter nichts! Und es war doch ein höheres, mächtigeres Leben, als jenes fremde Kind jemals zu führen imstande sein wird.

Mit besonderer Rührung erinnere ich mich an den Tag der letzten Fahrt von Oaxaca nach Puebla. Es war seltsam: als ich zum ersten Male auf dieser Strecke gefahren, war es Jane gewesen — vor langer, langer Zeit. Als ich neulich zurückkehrte geschah es mit ihrem Gatten, mit Richard Dickinson.

Er hatte mich leicht begrüßt und sich dann in einer Ecke des Pulmanwagens niedergelassen, während ich draußen auf der Plattform saß und langsam mich durch die wilden Schluchten des Gebirges hintrug. So wurde es allmählich Mittag, und ihm erging es ebenso wie damals seinem Weibe: die Hitze im Innern des Wagens wurde schließlich unerträglich, so daß er zu mir hinauskam und sich notgedrungen an meine Seite setzen mußte. Beide sprachen wir kein Wort und rauchten unsere Zigarren.

Endlich sah ich ihm doch die Situation unbehaglich zu werden, und er sagte knurrend:

„Sie wissen, was sich zugetragen, vermute ich?“
 „Schwer zu sagen, Herr Dickinson; ich weiß ja manches...“
 „Natürlich wissen Sie! Sie sind ja beteiligt...“
 „Darf ich bitten, sich ein wenig deutlicher auszudrücken?“
 sagte ich auffahrend.
 „Sie wissen, daß mir meine Frau vor ungefähr einer Woche aus Puebla telegraphiert hat, sie reise nach Europa.“
 „Ich habe etwas Verartiges wohl gehört, wenn ich auch von dem Telegramme nichts weiß!“
 „Nun ja! Sie wissen also, mit wem Jane reist?“
 „Gabe keine Abnung, Herr Dickinson! Ich dachte, Ihre Frau führe allein!“

Er sah mich mit einem langen Blicke an, als wollte er mir in den Grund meiner Seele schauen. Dann sagte er:

„Sie wollen mir einreden, Sie wüßten nichts. Ich habe aber die Beweise in meinen Händen. O diese niederträchtigen Briefe! Mein Gott, daß alles so hat kommen müssen!“

Ich fühlte keine Veranlassung, das Gespräch fortzusetzen und wartete geduldig ab. Dickinson, der mich augenscheinlich ein wenig ausholen wollte, fuhr dann fort:

„Wenn Sie es nicht wissen oder wenigstens nicht wissen wollen — so muß ich es Ihnen schon sagen: Jane reist mit Herrn Stuart, Ihrem ehemaligen Partner!“

„Ach nein,“ sagte ich lächelnd, „Stuart schwimmt auf dem Stillen Meere; vor ein paar Tagen schiffte er sich in Salina Cruz nach Columbia ein.“

Dickinson wollte es nicht glauben; ich gab ihm aber mein Ehrenwort, daß es wirklich der Fall sei, und erzählte ihm die Einzelheiten.

„Gottlob,“ sagte er leise, „so ist mir das Schlimmste wenigstens erspart geblieben — Jane reist allein. Die Dirne war nicht Dirne genug, der Bube nicht genug Bube, um mir das anzutun!“

Ich benutzte die Gelegenheit, einiges zur Verteidigung meines Freundes zu sagen, wie er stets das Ende gesucht, aber nicht gefunden, und wie er, als es sich ihm schließlich doch gezeigt, es freudig und fest erfaßt habe, um seine Schuld in der Diebstahl Columbias zu büßen.

„Schließlich ist er jetzt schon genug bestraft, hat es ihn doch den Besitz seiner Wine gekostet,“ fügte ich hinzu. „Und ich Unschuldiger habe auch darunter zu leiden gehabt! Mein kleines Vermögen ist dahin!“

„Bin ich denn nicht auch unschuldig, und habe ich nicht tausendfach mehr leiden müssen? Auch mein Besitz ist verloren!“ rief Dickinson bitter.

„Auch Ihre Gruben verloren?“
 Er antwortete nicht, sondern stieß nur mächtige Rauchwolken aus. Schließlich jedoch begann er:

„Ja, ich habe den Erzsilber verkauft. An Powell! Mein Dasein ist in der Wurzel zerstört; was soll mir da noch mein Besitztum! Ich habe es ja nur für Jane gehabt; und seitdem sie von mir ging, hat es keinen Wert mehr für mich.“

Sehen Sie, als ich vor bald sechs Jahren in das Tal von Oaxaca zog, ließ ich ein leichtes, behagliches Leben hinter mir. Aber es trieb mich, die Erde nach Silber umzuwühlen, mit gierigen Händen mir ein Vermögen zu erringen — um Jane und ihren königlichen Bedürfnissen dereinst Befriedigung zu schaffen. Nur deshalb ertrug ich so vieles, trug alle Entbehrungen des ersten, härtesten Jahres, bis endlich das Haus stand; doch die Beschwerden und auch die harte Arbeit sind schließlich noch das leichtere Teil gewesen; mein Rücken ist breit genug, um vieles zu tragen; aber ich duldete auch

das ungemein Härtere, Schwerere — ich duldete James Allau große Freiheitsliebe, der ich doch für viele Entfugung des Wüstenlebens etwas Ersatz bieten wollte, duldete, daß sie mich fast stets allein ließ. — Sie sehen selbst, ich bin allzu duldsam gewesen! Darin lag vielleicht mein Teil der Schuld.

Dann kamen Sie in das Tal. Der Imparcial kann nicht darüber klagen, daß der Erzsilber ihm nicht ein guter Nachbar gewesen — aber er hat ihm die treue Freundschaft schlecht gelohnt...“

„Sie dürfen nicht alle die Fehler des einen entgelten lassen, Herr Dickinson; und der eine ist auch mehr durch die Macht der Umstände auf seine Bahn getrieben worden, als durch das frevelhafte Herz!“

„Ich habe so meine eigenen Gedanken darüber. Ich bin kein gelehrter Mann, das recht und richtig zu begründen; ich lasse mich von meinen Gefühlen leiten. Der tödliche Blitzstrahl fährt aus der an sich harmlosen Wolke hernieder, und doch mache ich die Wolke für den Brand meiner Hütte verantwortlich. Es war die Atmosphäre des Imparcial, wenn ich so sagen darf, die meinem Hause gefährlich geworden; es war ein feindseliges Element in das Tal von Oaxaca gekommen, und einer aus Ihrer Reihe hat den Streich geführt — wer es war, das ist gleichgültig...“

Ich war betroffen über dieses so sichere Empfinden des weltfernen Mannes; ja, es lag Gewitterschwüle über dem Imparcial.

„Nur auf kaulendem Boden kann der Schwamm gedeihen,“ fuhr Dickinson fort. „Es war etwas in Ihrem Kreise krank bis in die Wurzel, und ich will Ihnen auch die Ursache nennen: das Zusammenwürfeln! Da waren der große Finanzmann im Hintergrunde, in dessen weiterschauenden Plänen sie alle nicht mehr als Schachfiguren waren, die man um eines Vorteiles willen unbedenklich opfert; dann der todfranke Buchhalter, der besser für eine kühle Schreibstube Chicagos paßte als für die tropische Wüste mit ihren verderblichen Sonnengluten; dann der kultivierte Europäer und schließlich der stärkste, wurzelfesteste, Stuart, das Kind der Steppe, das die Mutter indessen zum Romanen erzogen, was sein Verhängnis war. In dieser Gruppe konnte sich der Geist des Silberbergmannes, dieser bedürfnislose, entbehrungsgewohnte, standhafte, reservierte und keusche Geist, der nur eine Leidenschaft kennt: Silber aufzukaufen, nicht bilden. Dieser Geist ist wie die Kaktus; die ist stachelig und unscheinbar, aber sie saugt aus dem sonnenverdorrtten Steinboden der Wüste ihre Kraft; auf so reichem, üppigem Grunde wie der des Imparcial wächst sie nicht; vielleicht blüht dort schöneres Leben, aber nun einmal nicht die Orgelkaktus.“

(Schluß folgt.)

